



Stadt heisst
Gleichzeitigkeit:
Sie besteht
nie aus nur einer
Ebene oder
einer Idee.

Debattenbeiträge zum Thema
Stadtbaukunst
wbw 6 – 2020
Philipp Esch, *Lob des Hintergrundes*
wbw 4 – 2019
Sonia Curnier, *Wieviel Gestaltung braucht
der öffentliche Raum?*
wbw 1/2 – 2019
Barbara Meyer, *Was die Stadt schön macht*
wbw 1/2 – 2018
Michael Hauser, *Stadtwerden als
Wechselwirkung vor Ort*
wbw 11 – 2017
Jürg Sulzer, *Stadtquartiere statt Siedlungen*
wbw 12 – 2016
Carl Fingerhuth, *Die Transformation der
Stadt betreuen*

«Wir müssen uns von einer einheitlichen Stadtvorstellung verabschieden, in der eine ganzheitliche Ordnung alle Beziehungen regelt. Das Konzept von Vorder- und Hintergrund funktioniert nur im Zusammenspiel mit einem übergeordneten dialektischen System.» Mit einem grundsätzlichen Blick auf die Stadt von heute antworten Mathias Müller und Daniel Niggli auf das *Lob des Hintergrundes* von Philipp Esch (wbw 6–2020). Müller und Niggli erkennen die zukunftsfähige Architektur weniger an ihrem zurückhaltenden Ausdruck, als in der Nutzungsmischung, aus der Städtisches wachsen kann.

Mathias Müller (1966) und *Daniel Niggli* (1970) haben das Architekturbüro EM2N in Zürich gegründet. Nebst ihren architektonischen Projekten sind sie regelmässig auch mit Texten in *werk, bauen + wohnen* präsent.

Stadtfabrik

Plädoyer für einen performativen Urbanismus

Mathias Müller, Daniel Niggli

Immer wieder wird von Architekten und Architektinnen beklagt, wir befänden uns in einem Zeitalter der Beliebigkeit und des formalen Exzesses. Zuletzt thematisierte dies Philipp Esch in seinem klugen Aufsatz über das kritische Verhältnis von Vorder- und Hintergrund (vgl. wbw 6–2020). Solches Wehklagen ertönt im Schweizer Kontext freilich auf hohem Niveau. Dass wir dennoch einen Verlust an Qualität in der gebauten Umwelt empfinden, liegt für uns jedoch an den enormen räumlichen und sozio-ökonomischen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte. Die daraus resultierenden Kräfte greifen zwar auch das urbane Gewebe der Kernstadt an, vor allem aber verwandeln sie ihre Ränder und Agglomerationsgebiete in unscharfe suburbane Räume.

Die Unfähigkeit der technokratischen Konzepte moderner Raumplanung, hier Gegensteuer zu geben und Identität herzustellen, ist bekannt und seit den 1960er Jahren ein zentraler Kritikpunkt des postmodernen Diskurses. Doch anstatt Alternativen aufzuzeigen, verbindet sich solche Modernitätskritik oft nur mit der Sehnsucht nach der Verbindlichkeit der traditionellen Stadt und den damit verbundenen Bilderwelten.

Dabei passiert die räumliche Verwandlung unserer Umwelt ja keineswegs grundlos oder gar zufällig, obwohl die gebaute räumliche Realität das suggeriert. Ganz im Gegenteil resultiert sie aus einer ungeheuer präzisen politischen, wirtschaftlichen und planerischen Mechanik,¹ deren Ordnungsbemühungen in Form komplexer verhandelter Prozesse im Endeffekt paradoxerweise eher Unordnung als Ordnung herstellen. Das Bild der zeitgenössischen Stadt ist so gesehen ein gnadenlos ehrliches Abbild der real wirkenden Kräfte und damit unserer demokratisch legitimierten pluralistischen Gesellschaft. Nicht am grenzenlosen Geltungsdrang hiesiger Gestalter leiden unsere Städte also, sondern an typisch schweizerischen Tugenden der Verhandlung von Partikularinteressen und der damit einhergehenden Machtlosigkeit der Raum- und Stadtplanung.

Bereits 1988 diagnostizierte Marcel Meili in seinem *Brief aus Zürich* das Dilemma, an dem sich die Schweizer Architektur seither abarbeitet: In einer Gesellschaft, die in immer mehr Subkulturen und Teilöffentlichkeiten zerbricht, fällt es selbstverständlich auch der Architektur schwer, sich auf eine grosse Erzählung festzulegen.² So wie wir Architekten uns nicht auf gemeinsame Werte einigen können, so teilen wir auch kein gemeinsames Verständnis mehr von Stadt.

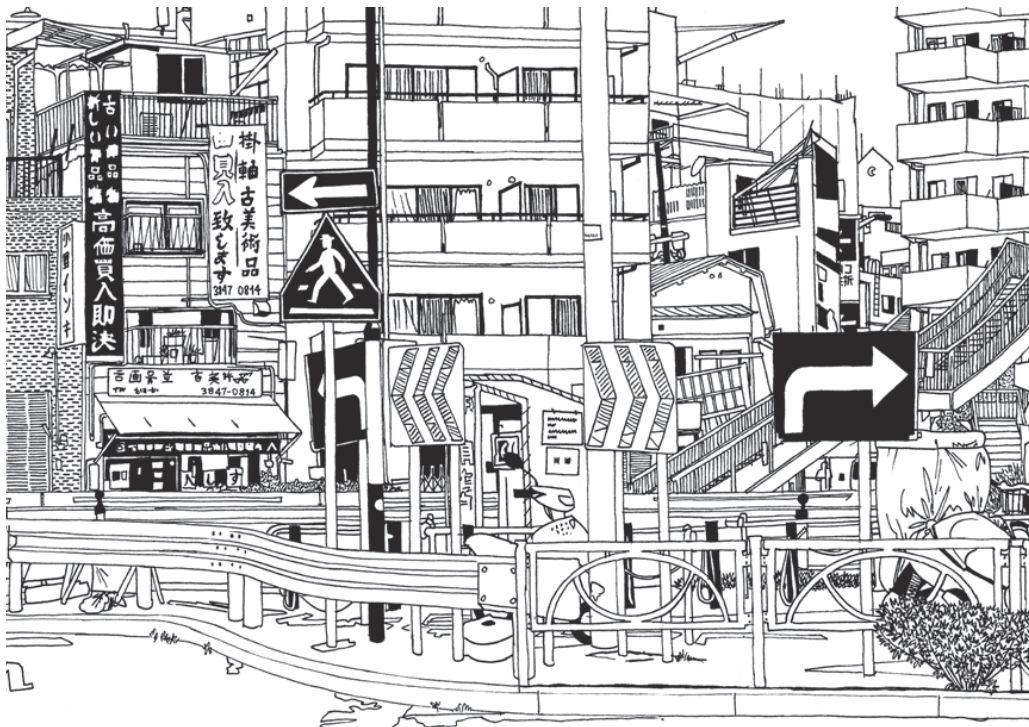
Während diese inhaltliche Krise Architektur und Städtebau paralyisiert, verflüssigen sich unsere Lebenswelten. Rund um die zu Museen erstarrten Kernstädte entstehen in einem dichten Gemenge von gegensätzlichen Kräften neue Arten und Fügungen von Räumen. Die traditionelle Stadtanalyse mit ihrem Instrumentarium ist in diesem Zusammenhang für Meili denn auch weniger von Wissenschaft als von Sehnsucht geprägt.³ Er schliesst daraus, dass die Generation von Studierenden an der ETH Zürich damals

In einer Gesellschaft, die in immer mehr Subkulturen und Teilöffentlichkeiten zerbricht, fällt es auch der Architektur schwer, sich auf eine grosse Erzählung festzulegen.

von Aldo Rossi nur das Unwesentlichste begriffen habe, wenn für sie Architektur kein Medium, sondern Beweismittel für die Geschichtlichkeit einer Stadt war, die nicht mehr die ihre sei.

Doch die Dynamik der Entwicklung schert sich nicht um Sentimentalitäten. Stärker als jeder architektonische Ismus formen Kräfte wie die Globalisierung und Tertiarisierung, die Kommerzialisierung des Alltags und die gesellschaftliche Individualisierung unsere Umwelt. Während sich die Architektur mit diesen Kräften schwertut, findet das echte Leben oft an Orten statt, die scheinbar nichts mit Architektur gemein haben.

«Kultur ist der Tod von etwas».⁴ Mit diesem apodiktischen Satz beschreibt der Historiker Karl Schlögel in seinem Essay «Heisse Orte, Kalte Orte», die physische und atmosphärische Verwandlung eines Nicht-Ortes in einen Ort. «Heisse» oder «flüssige» Nicht-Orte sind für Schlögel solche, die durch ihren Gebrauch charakteri-



Gleichwertigkeit banaler und wertvoller, gebauter und flüchtiger Elemente der Stadt: Alltägliches visuelles Chaos in Tokio, gezeichnet von Ingo Giezendanner / GRRRR: Showa-dori 4, Tokyo, Mai 2016 © 2020, Pro Litteris

siert sind. Das können zum Beispiel Knotenpunkte des öffentlichen Verkehrs sein, die sich durch die täglichen Pendlerströme in pulsierende Ameisenhaufen verwandeln, oder aber ein banaler Schotterplatz, der nur durch seinen sporadischen Gebrauch als Markt- oder Festplatz zum Leben erwacht.

An solchen Orten gibt es, so Schlögel, nur reine Gegenwart. Hier wird die Stadt Tag für Tag neu erfunden. Sobald sie sich verfestigen, treten sie in eine Phase der Erkaltung ein. Im besten Fall profitieren sie weiterhin von der ursprünglichen Energie, der schlechteste führt zu einer Musealisierung, in der Lebendigkeit simuliert werden muss.⁵

Mit Schlögels Beobachtungen lassen sich die Eigenschaften unseres urbanen Hintergrunds neu beschreiben: nicht wahrnehmungspsychologisch, sondern performativ. Hintergrund definiert sich dann als offenes Gefäß – sei dieses nun bewusst gebaut oder nicht –, in dem sich etwas ereignen kann. Aus dieser Sicht heraus können wir deshalb heiße Orte auch als ultimativen Hintergrund bezeichnen. Demgegenüber nehmen kalte Orte eher die Eigenschaften des Vordergrunds an. Sie sollen re-

präsentieren, Bedeutung herstellen, die Vergangenheit in Form von Permanenz erfahrbar machen.

Stadt zeichnet sich durch Gleichzeitigkeit aus, durch das Neben- und Übereinander von Widersprüchlichem und bisweilen Unvereinbarem. Eine Stadt besteht nie aus nur einer Ebene, einer Idee. Die Zeichnungen des Zürcher Künstlers Ingo Giezendanner, besser bekannt unter dem Pseudonym GRRRR, porträtieren solche unspektakulären Wirklichkei-

An «heissen» Nicht-Orten gibt es, so Schlögel, nur reine Gegenwart. Hier wird die Stadt Tag für Tag neu erfunden. Sobald sie sich verfestigen, treten sie in eine Phase der Erkaltung ein.

ten. Durch seine Art zu zeichnen (schwarzer Stift, eine Strichstärke) verschmelzen Vordergrund und Hintergrund zu einer Ebene. Gebaute und flüchtige, banale und wertvolle Elemente werden zu gleichwertigen Bestandteilen des städtischen Raums. Hierarchien lösen sich auf, alles ist gleichwertig: Vor unseren Augen zeigt sich die Stadt des Gebrauchs.

Aus einer analogen Beobachtung entstand die These der «synchronen Stadt» des japanischen Architekten Kazuo Shinohara, konkret aus Betrachtungen des Nebeneinanders unterschiedlicher Stadtbilder und Zeitschichten europäischer Städte im Vergleich zu japanischen Metropolen. Später stellte er fest, dass heutige Städte nur noch die «Schönheit des Chaos» ausdrücken können, um vital, wandelbar und überlebensfähig zu bleiben.⁶

Auch der Wiener Hermann Czech, den Phillip Esch mit «Architektur ist *Hintergrund*. Alles andere ist *nicht* Architektur» zitiert, schätzt das Chaos der Stadt. Für Czech war Chaos eine Metapher für städtische Erscheinungsformen, ausserhalb herkömmlicher Begriffssysteme der traditionellen Stadt. An die Stelle klarer Dualitäten wie Verkehrsraum und Bebauung treten Begriffe wie die Leere, das Nichts, der Zwischenraum oder das Andere. Interessanterweise plädierte Czech dafür, das utopische Potenzial des Chaos zu bewahren, und zwar in der alten wie neuen Stadt, um beide für Entwicklungen offen zu halten.⁷

Wie Shinohara oder Czech glauben wir, dass eine intellektuelle Emanzipation weg von traditionel-

len Denkmustern hin zu einer künstlerisch autonomen, in der Realität der synchronen Stadt verankerten konzeptionellen Vorstellung von Architektur, einen entwerferischen Zugriff auf die Stadtlandschaften von heute ermöglicht.

Allerdings stehen wir vor einer doppelten Herausforderung: Während es in gewissen Teilen der Stadt um die Frage nach einer Verfestigung gehen muss, steht in anderen eine kontrollierte Form der Verflüssigung an. Dazu sind Strategien notwendig, die mit Dissonanzen, Brüchen und permanentem Umbau arbeiten können. Wir müssen uns von einer einheitlichen Stadtvorstellung verabschieden, in der eine ganzheitliche Ordnung alle Beziehungen regelt. Das Konzept von Vorder- und Hintergrund funktioniert nur im Zusammenspiel mit einem übergeordneten dialektischen System, wie etwa «Verkehr und Bebauung».⁸ Wo ein solches fehlt – also beinahe überall ausserhalb der Kernstädte – wird die Unterscheidung in Vorder- und Hintergrund aufgehoben: Das einzelne Objekt mit seinen Stärken und Schwächen tritt in den Vordergrund.

In dissonanten Stadtlandschaften müssen die jeweiligen Rahmenbedingungen eines Projekts in Er-

Eine intellektuelle Emanzipation weg von traditionellen Denkmustern hin zu einem künstlerisch autonomen, in der Realität der synchronen Stadt verankerten Konzept von Architektur ermöglicht einen entwerferischen Zugriff auf die Stadtlandschaften von heute.

mangelung eines übergeordneten Systems immer wieder neu ausgehandelt werden. Und zwar anhand der spezifischen vor Ort herrschenden Kräftevektoren, so dass der «geschmähte» Ansatz des Verhandlungsurbanismus nicht ohne weiteres verschwinden wird. Architektonische Anliegen müssen dabei entweder sehr offensiv oder Guerilla-mässig verdeckt einfließen, da sie im Vergleich zu politischen, finanziellen oder rechtlichen Kräften eher schwach aufgestellt sind. Um die versteckten Qualitäten des jeweiligen Orts aufzugreifen, werden die entwerferischen Antworten so spezifisch ausfallen müssen, dass anstelle von Stadtimplantaten massgeschneiderte Kon-

zepte entstehen. Diese sind im Gegensatz zu raumplanerischen Festlegungen zwar nur lokal wirksam, können aber als punktuelle Interventionen gezielt Urbanität injizieren oder identitätsstiftende Kristallisationspunkte schaffen.

Die Bebauung von Schneider Studer Primas im Zwicky-Areal Dübendorf oder der Masterplan von Peter Märkli für das Zwhatt-Areal in Regensdorf gehören in diese Kategorie von Projekten. Sie machen vorgefundenes Material zum Ausgangspunkt der Transformation und implementieren neuartige Programme wie innovative Wohn- und Arbeitsformen. Sie können freilich nur mit Bauherren entstehen, deren kulturelles Verantwortungsbewusstsein über eine Exceltabelle hinausreicht. Für die Vernetzung dieser urbanen Inseln in der «Zwischenstadt» ist die umfassende Stärkung des unbebauten Raums unabdingbar: von Freiraumanlagen über Verkehrs- und Vernetzungsräume bis hin zu einer urbanen Landwirtschaft.

Auch in den Kernstädten entstehen im Rahmen der inneren Nachverdichtung und damit verbundener Gentrifizierungs- und Denkmalschutzdiskussionen ganz neue Problemfelder. Hier geraten ganz entscheidende performative Hintergrundqualitäten unter Druck: Nischen, Leerräume und Brachen, flüssige Orte in gebauter und unbebauter Form – sind akut bedroht. Sie sind für soziale, kulturelle und finanziell schwache Nutzungen von zentraler Bedeutung, die einen wichtigen Beitrag an ein lebendiges, durchmisches und innovatives Stadtleben leisten, damit die Stadt «Tag für Tag neu erfunden» werden kann.

Die starke Fokussierung der letzten Jahrzehnte in Zürich auf den Wohnungsbau war denn auch kein Weiterbauen an der dichten, hybriden Stadt; Sie hat architektonisch und städtebaulich den Charakter von Siedlungsbau angenommen. Bei aller Qualität stellen wir fest, dass die Fokussierung auf immer komplexere und ausgefeiltere Grundrisstypologien paradoxerweise auch die Monofunktionalität der Wohnnutzungen zementiert hat. Dadurch wird eine funktionale Verarmung von potenziell gemischten Quartieren festgeschrieben, die sich nur schwer wieder rückgängig machen lässt.

In der «alten» wie in der «neuen» Stadt kommt aufgrund der fragil ge-

wordenen Rahmenbedingungen dem architektonischen Projekt wieder eine zentralere Rolle zu. Wie Marcel Meili formulierte, verdichten sich darin Wahrnehmung, Analyse und Entwurf, um den unsichtbaren Strukturmerkmalen eine Form zu geben.⁹ Für den Berliner Architekten Konrad Wohlhage konzentriert jedes architektonische Objekt in Abhängigkeit von seiner Lage und Bedeutung städtisches Leben in sich. Indem es selber zu einem «Stück Stadt» wird, stärkt es wiederum seinen Kontext. Architektur denkt in Form ihrer Objekte über die Stadt nach und diese reflektiert sich in ihren Objekten damit immer wieder selbst.¹⁰ In einem derart reziprok verstandenen Verhältnis zwischen Stadt und Haus wird die Frage von Vorder- und Hintergrund relativiert. Gleichzeitig werden alle involvierten Stadtakteure, vom Investor über den Bewohner bis zur Verwaltung in die Verantwortung genommen, gemeinsam an der Stadt weiterzubauen. Vielleicht ist es deshalb oft nicht falsch, wenn Architektur einfach «nur dasteht und Ruhe gibt». Doch sie kann mehr: Engagiert und klug mitdiskutieren ist keine schlechte Alternative. —

1 Marc Angéllil et al., «1m²/sek. 08/15», in: Marc Angéllil, Michael Hirschi, *Abecedarium zur Peripherie*, Berlin 2013, S. 39–61.

2 Marcel Meili, «Ein Brief aus Zürich», 1988, erschienen in: *Quaderns 177*, Barcelona 1988. Verfügbar auf: www.meilipeter.ch

3 Marcel Meili, *Probleme unserer Entwurfsarbeit*, Harvard Lecture, 2002. Verfügbar auf: www.meilipeter.ch

4 Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit*, München 2003, Kapitel «Heisse Orte, kalte Orte», S. 292–303.

5 Karl Schlögel, S. 298.

6 Mathias Müller, Daniel Niggli, «Plädoyer für eine Stadt des toleranten Miteinanders», in: *bw 12–2015*.

7 Hermann Czech, «Elemente der Stadtvorstellung», in: Hermann Czech, *Zur Abwechslung*, Wien 1996 (orig. 1977), S. 136.

8 Hermann Czech, S. 132.

9 «Wenn wir im Projekt nicht zuerst das Objekt sehen, sondern die Absicht, unsichtbaren Strukturmerkmalen eine Form zu geben, dann nehmen Wahrnehmung, Analyse und Entwerfen gemeinsame Züge an.», Marcel Meili, 2002.

10 Konrad Wohlhage, «Das Objekt und die Stadt», in: *Arch+ 105/106*, 1990, S. 51–57.